

Fischfutter

Von YunYang

Kapitel 8: Der Ausbruch

Jean Kies, das Oberhaupt des Clans, hatte nun die Aufmerksamkeit all seiner Gäste für sich gewonnen. Er war ein Mann mittleren Alters, mit leicht grauen Schläfen und einem äußerst gepflegtem Äußeren. Neben ihm stand seine Gattin Laurence Kies, die allgemein für ihren strengen Ton, ihr strenges Äußeres aber vor allem für ihren Einfluss berühmt war.

Sou, Lilia und Kalou standen ein Stück von mir entfernt, ich hatte mich so weit nach vorne durchgekämpft, dass ich den beiden Gastgebern direkt in die Augen sehen konnte.

„Meine Damen und Herren.“, begann Jean schließlich zu sprechen. „Wie sie vielleicht mitbekommen haben, hat diese Feier verschiedene Zwecke. Zum einen dient sie zum Vergnügen, zum anderen zur Information.“, Laurence reichte ihrem Gatten ein Papier, ich denke, es handelte sich dabei um eine Liste, denn nur wenige Sekunden später las er die Namen aller sich im Raum befindenden *Kreselien* vor, mich natürlich eingeschlossen.

„Zu unserer Freude werden nicht nur zwei dieser hübschen Mädchen bald ein Kind empfangen...“, die Gäste begannen bereits nach diesen wenigen Worten glücklich zu tuscheln. Doch das Clanoberhaupt fuhr fort: „Auch dürfen wir uns sehr über die Verlobung von Theodor Kies, meinem ältesten Sohn, und der schönen Cloe Cecilia freuen.“, mein Blick fuhr automatisch zum Gesicht meiner Mutter. Sie lächelte mich an und klatschte, wie alle anderen Gäste, fröhlich in ihre Hände. Nun wurde mir bewusst, was sie gemeint hatte, als sie davon sprach, dass alle es begreifen sollten. *Sie wollte es bewusst so publik machen, vor allen Leuten!*, fuhr es durch meinen Kopf, mein Atem stand still. Ich ballte meine Hände zu Fäusten. Natürlich. In solch einer Situation konnte man sich nicht vor der Öffentlichkeit und der Realität verschließen oder sich ihr entziehen. So war es ihr gelungen, mich einzufangen und den Leuten wie eine Trophäe zur Schau zu stellen. Während Jean mit einem Lächeln auf den Lippen den geplanten Hochzeitstermin verkündete, hatte sich meine Mutter zu mir begeben. Ich sah sie nicht an.

„Hast du es nun verstanden, Cloe?“, flüsterte sie mir kaltherzig ins Ohr. Mein Herzschlag stach förmlich in meine Pulsadern hinein. „Sieh es ein. Das ist dein Schicksal. Und das Beste für uns alle.“, *das Beste für uns alle....*, wie lange diese Worte doch in meinem Kopf wiederhallten. Wie lange hatte sich nun schon alles um dieses gottverdammte, noble und edle Leben gedreht?

„Das Beste...“, murmelte ich noch einmal und lachte höhnisch. Diese Worte hatten das Fass zum Überlaufen gebracht.

Noch bevor sich meine Mutter von mir entfernen konnte, schlug ich mich an ihr vorbei

zum Büffet, vorbei an all diesen mich anstarrenden, widerlichen Nobelmenschen. Ich löste ein Raunen im Saal aus, das sich in ein entsetztes Schweigen verwandelte, als ich nach einem der ellenlangen Kochmesser gegriffen hatte und es mir an die Kehle hielt. „Genug davon!“, brüllte ich mit aller Kraft. Jean und Laurence hatten augenblicklich die Kontrolle über ihre Gäste verloren. Sie alle traten einige Schritte zurück, mir war es nur recht so.

„Was soll das, Cloe?!“, konnte ich sie schreien hören. Ich drückte den kalten Stahl näher an mich heran.

„Was das soll?“, wiederholte ich scharf. Ich hielt den Blickkontakt zu jedem einzelnen von ihnen, musterte sie und brannte mir ihre widerlichen Visagen in mein Gedächtnis ein. „Seit ich ein kleines Mädchen bin, bin ich an diese nicht enden wollenden Pflichten gebunden! Meine Kindheit, meine Träume, meine Freiheit, das alles wurde mir-“, ich hielt eine Sekunde inne und lachte kopfschüttelnd. „Nein, falsch. Das alles wurde uns genommen!“, bei diesen Worten ließ ich meinen Blick zu den anderen Mädchen schweifen. Ihre Blicke verrieten mir, dass ich genau das angesprochen hatte, was sie alle über so lange Zeit belastet haben musste. Halb unbewusst nickten sie mir zu, mit ernst-trauriger Miene und murmelten leise Dinge vor sich her, die mit meinen Aussagen übereinstimmten.

„Habt ihr euch je gefragt, ob wir auch Gefühle haben? Dass wir auch Menschen sind, trotz diesem unnötigen, selten Gen, das uns unser Äußeres schenkt...?“, fragte ich dann leise, doch meine Stimme war nicht zu überhören. Sie hallte in dem riesigen Saal wieder, als wäre sie das einzige, was es auf der Welt gäbe. „... Habt ihr euch je gefragt, wie sich ein Kind fühlt, wenn es nicht spielen darf, sondern üben muss, um in die feine Gesellschaft aufgenommen zu werden?... Habt ihr euch je gefragt, wie es sich anfühlt, alleine zu sein...?“, ich schloss meine Augen. Während ich sprach, blitzten all die Bilder meiner Vergangenheit in mir auf. Wie wenig ich doch mit meinen Eltern unternommen hatte... wie oft ich mich widersetzt hatte und im Gegenzug eine Ohrfeige hatte einstecken müssen... wie oft ich doch geweint hatte, weil Alfred mein einziger Freund gewesen war...

Als ich meine Augen wieder öffnete, sah ich, dass einige der Gäste ihren Blick gesenkt hatten. Wohin auch immer sie blickten, sie mieden es, meinen Blick zu kreuzen. Meine Gesichtszüge verloren an Spannung. War es nicht schockierend, dass es einen drohenden Selbstmord brauchte, um an diese Menschen heran zu gelangen? Um sie dazu zu bringen, über ihre Konventionen und Traditionen nachzudenken? Um vielleicht sogar so etwas wie Gefühle in ihnen zu wecken...? Seufzend nahm ich das Messer ein Stück von meinem Hals weg. Ich sah, dass mich Sou, Lilia und Kalou ein wenig überrascht ansahen, auch sie schienen nicht damit gerechnet zu haben, dass ich so in die Öffentlichkeit trat. Doch das alles zog an mir vorbei.

Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich, wie mich der Drang nach Freiheit übermannte, wie mich dieser Drang alle Zwänge vergessen ließ. Keiner dieser Menschen schaffte es, mein Inneres länger gefangen zu halten, nichts davon.

Auch nicht die Tränen, die nun in großem Maße über mein Gesicht rollten. Ich sah, wie sie langsam an meinem Kleid herunter fielen, den Boden benetzten. Warum ich weinte wurde mir erst bewusst, als ich mir das von der Seele sprach, was mich am meisten belastete.

„...Wie oft habe ich mir gewünscht, einfach wegzugehen...“, murmelte ich. „... aber weißt du was, Mutter?“, sie zuckte auf, als ich sie ansprach und einen Schritt auf sie zu machte. Sie trat zurück, so, als hätte sie Furcht vor meinen Worten. Doch sie konnte sich mir nicht entziehen. In meinem Tränen getrüben, verschwommenen Blickfeld

hielt ich sie fest. „... Ich konnte es nie.“, fuhr ich wie heiser fort. „Und weißt du auch warum?..“, schluchzend trat ich durch die Gäste. Ohne ein Wort zu sagen, traten sie beiseite und kesselten mich und meine Mutter ein. Ich sah, dass sie zitterte, dass ihr der Schweiß an der Stirn hinunterlief, doch ich blieb ruhig. Ich nahm das Messer von mir, schlang meine Arme langsam um ihren Hals und flüsterte: „Tief in meinem Inneren... habe ich immer darauf gewartet, dass du mich einmal so in dem Arm nehmen würdest... und... das du sagen würdest... Ich liebe dich, Cloe... und ich bin froh, dass es dich gibt.“, mein Herz zersprang förmlich, als ich diese Worte aussprach. Verzweifelt schloss ich meine Augen und schluchzte laut. Egal, was ich tat, meine Mutter rührte sich einfach nicht. Nicht einmal jetzt, wo ich ihr so nahe war, ich ihr mein Herz ausschüttete.... Selbst jetzt hingen ihre Arme wie erstarrt an ihrem Körper herunter, als wäre ich ein Fremdkörper. Es war egal, wie viele Tränen ich vergossen hatte, es war egal, ob nun mit oder ohne Messer an meiner Kehle. Ich löste mich von ihr und lächelte sie ein letztes Mal an: „Doch ... ich weiß... dass du das nicht kannst.“, meine Mundwinkel hoben sich zu einem melancholischen Lächeln an. Die salzigen Tränen, die von meinen Augen zu meinem Mund rannen, erweckten meine Sinne zu neuem Leben. Zum Schrecken der vielen Gäste nahm ich das Messer noch einmal an meinen Hals heran, doch diesmal umklammerte ich dabei meine langen, weißen Haare mit der anderen Hand. Als hätte es meine Mutter geahnt, brüllte sie irgendwelche unkenntlichen Worte zu mir, ich erinnere mich nicht mehr an sie. Denn in diesem Moment, dem Moment, in dem die Klinge des Messers sanft durch meine Haare strich und sie um mindestens eine Elle kürzte, in dem Moment, in dem meine verfluchten Haare zu Boden fielen, ließ ich es hinter mir.

Mein altes Leben.

Meine Vergangenheit.

Meine Verlobung.

Meine Trauer.

Doch vor allem... meine Eltern.

Die letzte Haarsträhne sank wie eine Feder zu Boden. Ich ließ das Messer fallen und fuhr mit meinen Händen durch meine kurzen Haare. Einige Blicke waren lediglich auf die Überreste meiner Haare gerichtet, doch das wunderte mich nicht. Schließlich waren sie das, was ihrer Meinung nach besonders an mir war. Auch wenn ich es vorher nicht gewollt hatte, es war ein wunderbares Gefühl, sie dort liegen zu sehen. Meine Tränen versiegten, ich wischte mir die letzten Reste von ihnen aus den Augenwinkeln. Mit neuer Hoffnung und Kraft blickte ich mich in der Menge und sprach: „Der Fluch ist endlich gebrochen. Wir sind Menschen, wie ihr alle auch. Und wir werden genauso leben, wie wir es uns wünschen.“

Zu meiner Verwunderung folgte kein widersprüchliches oder raues Echo auf diese Worte. Diese Resonanz stimmte mich insgeheim glücklich und erleichterte es mir noch einmal, voran zu gehen. Niemand von ihnen kam mir in die Quere, als ich zu Lilia, Sou und Kalou herüber lief, sie herzlich umarmte und schließlich ging. Es war komisch... doch mit einem Male war ich an keine einzige Fessel mehr gebunden. Ich konnte einfach gehen, mit den Blicken der drei Mädchen vor meinem Inneren Auge, wie ich mich von ihnen verabschiedet hatte, noch bevor ihre Tränen den Boden berührt hatten...

Vor den Toren der Villa angekommen riss ich die Seite meines Kleides auf, um laufen zu können. Oder besser gesagt, um rennen zu können. Durch das große Tor der Villa,

die Hauptstraße herab, mit einem zarten Lächeln auf den Lippen, dass sich bald darauf in ein erleichtertes, strahlendes Lächeln wandelte und meinen Körper impulsiv mit Kraft auflud. Ich breitete meine Arme aus, wie ein Vogel, der das fliegen lernte und vom Ast seiner Geburtsstätte abhob. Ich sprang – so hoch ich konnte, mit vor Freude zusammen gekniffenen Augen und brennenden Lungen. Ich ließ den goldenen Käfig ein für alle Mal hinter mir- nie wieder wollte ich dorthin zurückkehren.

Denn nach all diesen Jahren hatte ich endlich meine Freiheit gefunden.

Als das Rauschen des Meeres langsam zu hören war, hatte ich mein ehemaliges Zuhause erreicht. Bis in den frühen Morgen war ich gelaufen, um dort hin zu gelangen. Ich trat ein letztes Mal durch den mit Kieselsteinen gepflasterten Weg durch die Rosengärten, ein letztes Mal durch die Türen der Dienerschaft. Im Flur angekommen klopfte ich gegen die Tür, die sodann aufsprang. Alfred hatte sie geöffnet, mit weit aufgerissenen Augen und einem unglaublich erleichterten Gesichtsausdruck. Noch ehe ich ihn grüßen konnte, hatte er sich an mich in seine Arme geschlossen.

„Oh, Cloe!“, sagte er mit seiner Stimme, die vor Glück zitterte. Ich musste unweigerlich lachen, als er mein Gesicht in seine Hände nahm und durch meine kurzen Haare strich. „Ich habe alles gehört! Ich bin ja so unsagbar stolz auf Sie...!“, ich wollte ihm antworten, doch da weinte Alfred auch schon los, es war wohl eines der wenigen Male, das ich ihn aus tiefstem Herzen weinen sah. Ich strich ihm ein paar Tränen weg und drückte mein Gesicht nah an seines. „Tausend Dank, Alfred. Auch dafür, dass du mir die Kraft gegeben hast, so zu handeln.“

„Oh, nein, Cloe, das waren Sie ganz allein...!“, sprach er schluchzend. Ich lachte und umarmte ihn aus tiefstem Herzen.

Nachdem sich Alfred ein wenig beruhigt hatte, hatte er mich in sein Zimmer eintreten lasse und mir eine Tasche gereicht, in denen er meine liebsten Sachen zusammen gepackt hatte. Eine typische Handlung von ihm, die ich wie immer sehr zu würdigen wusste. Wir liefen zusammen durch den Rosengarten und sprachen eine ganze Weile miteinander. Dann setzten wir uns an den Brunnen und betrachteten den Sonnenaufgang. Alfred sah mich dabei eine ganze Weile lang an.

„Was haben Sie-“

„Du!“, korrigierte ich ihn und lachte. Er erwiderte mein Lachen und seufzte.

„Sogar jetzt sieze ich dich noch....“, meinte er und lachte brummig. „Aber... was hast du jetzt vor Cloe? Hast du einen Plan?“, ich lehnte mich an seinen Rücken und schüttelte den Kopf.

„Nein.“, gestand ich ehrlicherweise. „Aber das brauche ich auch nicht. Endlich habe ich die Gelegenheit, meinen eigenen Weg zu gehen.“

„Da freut mich so sehr.“, sprach er. Wir blickten in den Himmel, zu der schönen, strahlenden Sonne, die alles und jeden in ihren schönen Schein hüllte. Es war komisch, doch ich wusste, dass ich mich in diesem Moment auch von Alfred verabschieden musste. Ich harkte mich in seinem Arm unter und murmelte: „Was hast du denn jetzt vor, Alfred? Willst du hier bleiben?“, auf meine Frage hin dachte Alfred einige Minuten lang über die Antwort nach.

„Nun... wie du weißt, habe ich bis auf dich hier nie jemanden richtig gemocht.“, begann er zu sprechen.

„Also gehst du auch weg?“, fragte ich leicht überrascht. Alfred seufzte schweren Herzens.

„Das weiß ich nicht, Mademoiselle.... Ohne S-... dich wird es nicht dasselbe sein, viel

langweiliger, sinnloser und strenger zugleich.... Doch wenn ich weg bin... wer kümmert sich dann um diese schönen Rosen?", sprach er traurig und blickte zu seinen geliebten Rosen, die er, genauso wie mich, von Beginn an großgezogen hatte. Bei diesen Worten musste ich unweigerlich lachen. Es war so typisch für ihn, mir so eine Antwort zu geben und auch, wenn ich mir innerlich gewünscht hatte, er würde mich begleiten, so wusste ich doch, dass es das beste war, wenn alles in seinem Leben – mit Ausnahme von meinem Verschwinden – so blieb, wie es immer schon gewesen war.

„Dann hast du dich also entschieden... das freut mich, Alfred.", sagte ich kichernd und stieß ihm leicht in die Seite, woraufhin er grob durch meine Haare streichelte. Ich genoss noch ein wenig den Sonnenschein, während Alfred aufstand und eine Rose von einer der vielen Hecken schnitt. Er kniete sich vor mich und steckte sie mir in mein Haar. „Sieh sie als kleines Abschiedsgeschenk.", sagte er leise und strich von der Rose sanft über mein Gesicht. Ich legte meine Hand zärtlich auf seine und schenkte ihm ein Lächeln, um uns beiden diesen qualvollen Abschied ein wenig angenehmer zu gestalten. „Du weißt, dass du für mich immer wie eine leibliche Tochter warst, Cloe. Und auch, wenn du nun erwachsen geworden bist, sollst du wissen, dass ich jederzeit und immer für dich da bin, wenn du meine Hilfe brauchen solltest."

„Tausend Dank... Papa....", hauchte ich den Tränen nahe und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Als wir uns erneut umarmten, verharrten wir eine ganze Weile in den Armen des jeweils anderen. Obwohl ich nun glücklich war.... Alfred zurück zu lassen war schwerer, als alles, was ich bis zu diesem Zeitpunkt hatte durchstehen müssen. Um nicht vollkommen in Trauer zu zerfließen ließ er mich los, lächelte noch einmal für mich, so, wie ich es vorher getan hatte und nahm mich sanft bei der Hand. Wir durchschritten das Tor und blickten auf den Weg vor uns. Ich hing mir die Tasche um und drehte mich ein letztes Mal zu ihm um.

„Ich werde dir regelmäßig schreiben, das verspreche ich dir."

„Und ich werde dir antworten, so schnell ich kann.", entgegnete er sanft. Ich schloss meine Augen und ließ seine Hand los.

Diese warme Hand, die mir immer so viel Liebe geschenkt hatte. Ich kämpfte nach wie vor mit Tränen. Tief ein und ausatmend schaffte ich es jedoch, meine Trauer zu unterdrücken. Ich lief den Weg entlang, aufrechten Blickes und nahm ihn so intensiv wahr, wie noch nie in meinem Leben. Vielleicht lag das daran, dass ich kein Ziel vor Augen hatte.

Alles, was ich in diesem Moment tun wollte, war, die Welt, die mir so lange gestohlen worden war, zu erkundigen.

Wie ein Fisch, der, frei von allem, durch den Ozean schwamm...